Originalveröffentlichung in: Triangulum Jg. 18 (2012), S. 157-173.

Migration, Mehrsprachigkeit, Minderheiten in Deutschland – eine experimentelle Studienreise nach Berlin, Bautzen und Leipzig mit Studierenden der Universität Tallinn

Maris Saagpakk und Heiko F. Marten (Tallinn)

1 Einleitung

Im Stadtbild europäischer Großstädte sehen Besucher heute neben der Mehrheitskultur viele andere kulturelle Färbungen. Als Folge politischer Entwicklungen sowie freiwilliger und erzwungener Migrationsbewegungen waren die europäischen Gesellschaften noch nie völlig homogene nationale Einheiten. In den vergangenen Jahrzehnten sind durch wirtschaftliche und politische Unterschiede zwischen verschiedenen Regionen in Europa und weltweit jedoch neue Migrationswellen ausgelöst worden, die in vielen Staaten zu massiven Veränderungen in der ethnischen Zusammensetzung der Bevölkerung geführt haben. Obwohl sich dadurch in den Zielländern der Migration neue Minderheitengruppen gebildet haben und die multiethnische Zusammensetzung der europäischen Gesellschaften Realität ist, ist bei vielen Menschen in Europa nach wie vor die Auffassung stark verbreitet, dass – im Sinne der Ideologie von „ein Volk, ein Staat, eine Sprache" – diese neuen Minderheiten als suspekt oder sogar als gefährlich anzusehen sind. Dass deren Zugehörigkeit zu einem Land bzw. einer Gesellschaft immer wieder in Frage gestellt wird, zeigte nicht zuletzt die sogenannte Sarrazin-Debatte nach der Veröffentlichung des provokanten Buches *Deutschland schafft sich ab* im Jahr 2010 (Sarrazin, 2010).

Diskurse zu diesem Thema können sich in Bezug auf ihre Schwerpunkte und weitgehend akzeptierte Meinungen deutlich voneinander unterscheiden. Während im Baltikum nach wie vor oftmals der aus der Sowjetzeit stammende Gegensatz zwischen Russen und Esten (bzw. Letten oder Litauern) im Mittelpunkt steht, liegt der Schwerpunkt der Debatte in Deutschland auf der Integration der im Laufe der letzten ca. 50 Jahre zugezogenen Arbeitsmigranten aus dem Mittelmeerraum. Neben diesen allochthonen Minderheitengruppen gibt es in Deutschland mit den Sorben (ca. 60.000), Dänen (ca. 50.000), Friesen (ca. 12.000) sowie den Roma und Sinti (ca. 70.000; Zahlen nach Bundesministerium des Inneren, 2010) jedoch auch eine Reihe von autochthonen, also alteingesessenen Minderheiten, die in der öffentlichen

Publikationsserver des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache
URN: https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:mh39-114972

Wahrnehmung zumeist eine sehr viel geringere Rolle spielen. Von den allochthonen Minderheiten bilden – hinsichtlich ihrer Staatsangehörigkeit – Türken und Italiener die größten Gruppen, aber es leben in Deutschland auch viele Personen mit polnischem, griechischem oder rumänischem Hintergrund, Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien, aus arabischen und anderen nichteuropäischen Ländern (Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, 2012). Diese bunte Palette wird ergänzt durch die aus den früheren sozialistischen Staaten Mitteleuropas sowie aus der ehemaligen Sowjetunion stammenden Spätaussiedler, die zwar ethnisch als Deutsche gelten, aufgrund ihrer Geschichte aber zumeist zweisprachig sind und daher eine weitere Sprache wie das Russische als ein Identitätsmerkmal bewahren.

Während die Gruppen der autochthonen Minderheiten nicht sehr groß sind und bereits seit Jahrhunderten ein Leben inmitten der deutschen Mehrheitsgesellschaft führen, ist die Präsenz größerer Gruppen allochthoner Minderheiten eine neuere Entwicklung. Im Jahr 2010, nachdem sich Bundeskanzlerin Angela Merkel am 16. Oktober in einer Rede auf dem „Deutschlandtag" der Jungen Union negativ zur romantisierenden Auffassung des multikulturellen Zusammenlebens geäußert hatte („Multikulti ist gescheitert", vgl. z. B. Spiegel Online, 2010), konnte man in Estland eine gewisse Schadenfreude wahrnehmen. Viele Esten fühlten sich in der in Estland weit verbreiteten eher konservativen Auffassung von den Vorteilen einer homogenen Gesellschaft bestätigt (vgl. Lobjakas, 2010 oder Höglund, 2010). Bei allen Unterschieden in der Bewertung dieser Entwicklungen steht aber fest, dass es keine Möglichkeit gibt, das Zusammenleben von Menschen verschiedener ethnischer Herkunft zu verhindern: Die Migranten sind gekommen und sie bleiben auch. Bei der größten Gruppe der allochthonen Minderheiten, den Menschen mit türkischem Hintergrund, gibt es mittlerweile schon eine zweite Generation von Personen, die bereits in Deutschland geborenen wurden. Zweifellos haben diese Menschen das Gesicht Deutschlands verändert, nicht nur im Hinblick auf Clichés wie Dönerbuden oder das Kiezdeutsch (vgl. z. B. Wiese, 2012), sondern auch auf veränderte gesellschaftliche Praktiken wie etwa die Kennzeichnung von Schweinefleisch in vielen Großkantinen und Mensen. Diese Entwicklungen sind einerseits eine Ressource – neben dem positiven Effekt der kulturellen Vielfalt gilt unter anderem auch als bestätigt, dass Migranten vielfältige Handelsverbindungen zwischen ihren Heimatländern und den Zielländern hergestellt haben (vgl. The Economist, 2011). Andererseits haben diese migrationsbedingten Veränderungen in der deutschen Mehrheitsgesellschaft auch Ängste und Unsicherheiten geweckt. Die Feststellung, Multikulti sei gescheitert, ist in dieser Hinsicht eher als Aufforderung aufzufassen gewesen, Ängste ernstzunehmen und vorhandene Konflikte nicht schönzureden, sondern stattdessen nach Lösungen für ein unproblematisches Zusammenleben zu suchen.

Die hier dargestellten Entwicklungen im heutigen Deutschland finden allerdings gewöhnlich nur in geringem Umfang Eingang in die Auslandsgermanistik. Um den Studierenden der Universität Tallinn ein tieferes Verständnis und ein vielfältigeres Bild vom Zusammenleben verschiedener Bevölkerungsgruppen in Deutschland zu

geben, wurde im März 2012 eine Studienreise nach Berlin, Bautzen und Leipzig zum Thema *Mehrsprachigkeit, Minderheiten, Migration* unternommen.

An der vom DAAD finanzierten Exkursion nahmen 16 Studierende teil; organisiert und geleitet wurde die Reise von Heiko F. Marten und Maris Saagpakk. Der vorliegende Bericht soll einen Überblick über die Reise geben, gleichzeitig aber auch darüber Auskunft geben, wie sich das Reflektieren über Mehrheiten und Minderheiten in Deutschland bei den Teilnehmern auch auf das Nachdenken über die Situation in Estland ausgewirkt hat.

2 Vorbereitung der Reise

Als Vorbereitung auf die Exkursion fand im Herbstsemester 2011 / 2012 ein obligatorisches Seminar für die teilnehmenden Studierenden statt, das mit einer schriftlichen Prüfung endete. Die Diskussionen sollten einerseits einen Überblick über das Reisethema geben, andererseits konkret auf den Besuch in Deutschland vorbereiten. Zu den besprochenen Themen gehörten einige allgemeine Konzepte von Selbst- und Fremdwahrnehmung, die ökolinguistische Zusammensetzung der deutschen Bevölkerung heute wie auch sprachpolitische Fragen. Darüber hinaus sah das Seminar die Vorstellung der Institutionen vor, die besucht werden sollten. An die Präsentation der Institutionen war auch die Aufgabe geknüpft, Fragen für das jeweilige Treffen vorzubereiten und dieses dann auch zu protokollieren.

Als ein separates Thema wurden die vielfältigen Funktionen von sprachlichen Zeichen im öffentlichen Raum behandelt. Die Studierenden wurden dazu angeleitet, Ideen für eigene *Linguistic Landscape*-Projekte in Deutschland vorzubereiten. Die Methode der Linguistic Landscapes, die sich seit einigen Jahren zunehmender Beliebtheit erfreut (vgl. z. B. Shohamy / Ben Rafael / Barni, 2010 oder Gorter / Marten / Van Mensel, 2012), dokumentiert und analysiert sprachliche und andere Zeichen im öffentlichen Raum. Parameter, die dabei zur Anwendung kommen, sind etwa die Häufigkeit verschiedener Sprachen im Stadtbild, ihre Funktionen oder auch damit verbundene Symbole. Eine kleine Aufgabe dazu in Estland sollte die Studierenden auf eine etwas größer angelegte Studie während der Exkursion vorbereiten.

Ausdrückliches Ziel von Seminar und Exkursion war dabei, den Studierenden nicht nur die Vielseitigkeit Deutschlands zu zeigen, sondern gleichzeitig ihre eigene Wahrnehmung von Eigenem und Fremdem zu schulen. Dies gilt insbesondere vor dem Hintergrund, dass eine Vielzahl estnischer Bürger jenseits des estnisch-russischen Gegensatzes mit Diskursen zu Migration, zu Europa als Einwanderungsregion, aber auch zum Umgang mit Personen, die anders sind als es traditionelle Normen erwarten lassen, wie z. B. Homosexuelle, eher wenig Erfahrung hat. Gleichzeitig wollten wir als Organisatoren die Entwicklung von Wahrnehmungen und Einstellungen seitens der Studierenden beobachten, um dadurch die Wirkung des neu Gelernten und Erfahrenen zu bewerten. Somit konnten wir durch die im Seminar behandelten

Themen durchaus eine Sensibilisierung der Studierenden für die sprachliche und ethnische Vielschichtigkeit im eigenen Land spüren. Obwohl Estland nicht unser Thema war, war es ganz natürlich, dass im Laufe des Seminars immer wieder Vergleiche und Parallelen aufkamen, die die Position der Migranten in Deutschland in einem anderen Licht erscheinen ließen. Als positiver Nebeneffekt der Auseinandersetzung ergaben sich bei den Studierenden Entwicklungen hin zu mehr Toleranz auch in Estland, wie vor allem auch durch die im Anschluss an die Exkursion abzufassenden schriftlichen Berichte bestätigt wurde.

3 Die Studienreise vom 20.–29.03.2012 nach Berlin, Bautzen und Leipzig

Die Konzeption der Reise sah vor, sowohl staatliche Institutionen als auch Vertreter der Minderheitenorganisationen in Deutschland als Gesprächspartner zu gewinnen. An jedem Tag waren mindestens zwei Treffen zu unserem Hauptthema geplant, dazwischen blieb allerdings auch Zeit für den Besuch rein touristischer Sehenswürdigkeiten. Einige unserer Studierenden waren noch nie in Deutschland , viele waren zum ersten Mal in Berlin.

Als Unterkunft wählten wir bewusst ein Hostel im Berliner Stadtteil Kreuzberg, dessen Bevölkerung durch einen hohen Anteil an Personen mit nichtdeutschen Wurzeln charakterisiert ist. Ausschlaggebend war, dass die Studierenden unmittelbare Erfahrungen mit einer multikulturellen Umgebung machen sollten.

3.1 Sorben und andere autochthone Minderheiten

Hinsichtlich der autochthonen Gruppen lag der Schwerpunkt auf der sorbischen Minderheit. Die Sorben sind eine sehr alte Minderheit im Gebiet des heutigen Deutschlands; ihre Ersterwähnung in ihrem heutigen Hauptsiedlungsgebiet geschah durch den fränkischen Chronisten Fredegar im Jahre 631 (vgl. Domowina, 2009: 3). Das sorbische Gebiet erstreckt sich über die Niederlausitz und die Oberlausitz in den Bundesländern Brandenburg und Sachsen. Die Sorben sprechen die slawischen Sprachen Nieder- und Obersorbisch; es wird geschätzt, dass es etwa 20.000 Niedersorben und 40.000 Obersorben gibt, wobei die Zahl der Sprecher des Sorbischen deutlich geringer ist. Die Selbstbezeichnung der Sorben lautet „Serbja“ oder „Serby“ (Domowina, 2009: 3), im Deutschen nennt man die Sorben häufig auch Wenden.

Um die Situation der Sorben und die Aktivitäten, die zur Förderung der sorbischen Kultur sowie zum Erhalt der sorbischen Sprache unternommen werden, kennenzulernen, versuchten wir, mit möglichst vielen sorbischen Institutionen in Kontakt zu kommen. Dazu gehörten der Besuch des Theaterstückes, das zum 100-jährigen Bestehen der sorbischen Dachorganisation Domowina, die die politischen Interessen

Abbildung 1: Sorbisch-deutsche Zweisprachigkeit mit Inhalt: Schild am Eingang des Sorbischen Museums

der Sorben vertritt, im Deutsch-Sorbischen Volkstheater in Bautzen inszeniert wurde, mit anschließendem Gespräch mit Schauspielern und Intendantin. Andere Besuchspunkte waren das Sorbische Museum, die sorbische Redaktion des Mitteldeutschen Rundfunks sowie ein Gespräch mit dem Vorsitzenden der Domowina. Besuche im Sorbischen Institut in Bautzen und in der Sorabistik der Leipziger Universität boten uns Einblicke in die wissenschaftliche Erforschung der sorbischen Sprache und Kultur. Die Begegnung mit einer Vertreterin des Witaj-Projektes, in dessen Rahmen Kindergartengruppen mit sorbischer Unterrichtssprache unterstützt werden, zeigte, dass es viele Sorben gibt, die sich für den Erhalt ihrer Sprache einsetzen. Unser allgemeiner Eindruck hinsichtlich der Zukunft des Sorbischen war allerdings nicht besonders positiv. Wie uns unsere offiziellen Gesprächspartner, aber auch Passanten und Mitarbeiter in verschiedenen Läden in spontan geführten Interviews zeigten, ist das Niedersorbische als aktiv gesprochene Sprache bereits so gut wie ausgestorben. Die Sprecher des Obersorbischen hingegen weisen eine stärkere Gruppenidentität auf, die auch durch einen stärkeren religiösen Zusammenhalt unterstrichen wird – viele Obersorben sind katholisch, im Gegensatz zur traditionell evangelischen Mehrheit in der Region –, doch sind auch sie von den Auswirkungen der Globalisierung betroffen: die Jugendlichen verlassen ihre ländlichen Heimatgemeinden, etwa zum Studium, und kommen nur vereinzelt zurück. Diesen Prozessen versucht man mit einer Stärkung des Wir-Gefühls entgegenzuwirken, aber auch mit einer offenen und einladenden Position gegenüber allen, die mit dem Sorbischen sympathisieren. Wie

uns mehrfach gesagt wurde, sei ein Sorbe derjenige, der die sorbische Sprache spricht und ein Sorbe sein möchte. Dennoch war zu beobachten, dass zumindest in Bautzen Sorbisch im öffentlichen Raum nur selten zu hören bzw. zu sehen ist und oftmals rein plakativ verwendet wird: Straßenschilder und Bezeichnungen sorbischer Institutionen sind auf Sorbisch, darüber hinaus jedoch nur einige wenige Namen von Läden oder – interessanterweise – die Büros politischer Parteien. Detailliertere Informationen inclusive Werbung, Hinweise zu Öffnungszeiten oder Ähnliches erscheinen dagegen fast ausschließlich auf Deutsch. Bei unseren Interviews fiel auf, dass die sorbische Sprache und Kultur seitens unserer Gesprächspartner oftmals eher negativ konnotiert wurden und dass die lokale Identität der deutschsprachigen Bautzener nicht mit der sorbischen Geschichte der Region verbunden wird. Am häufigsten wurde gegen eine stärkere Verwendung des Sorbischen damit argumentiert, dass die Sorben ja alle Deutsch sprechen und deshalb keine Verständigungsschwierigkeiten auftreten. Ein Bewusstsein für den kulturellen Wert des Sorbischen, für Fragen von Identität und Gleichberechtigung von deutscher und sorbischer Kultur in Bautzen war jedoch nur selten zu vernehmen.

Es fiel außerdem auf, dass es eine bemerkenswerte Diskrepanz zwischen der überwiegend positiven Darstellung der Aktivitäten sorbischer Institutionen in Bautzen (Domowina, Witaj, Sorbisches Institut) und den Aussagen von Eduard Werner, Professor für Sorabistik an der Universität Leipzig, gab. Werner zufolge seien die Sprecherzahlen in der Statistik übertrieben, da es aus Sicht der sorbischen Institutionen politisch und auch finanziell Vorteile mit sich bringe, möglichst viele Sorbischsprecher anzugeben (vgl. Werner, 2012). Gegenüber dem Witaj-Projekt war Werner eher skeptisch, weil er meinte, dass die Erzieherinnen in der Regel über sehr schlechte Sorbischkenntnisse verfügten, und die deutschsprachige Lebensumgebung ausgesprochen negative Auswirkungen auf das Sorbischlernen habe. Da der Besuch bei Prof. Werner unsere letzte Begegnung zum sorbischen Thema war, verließen wir dieses Treffen mit einiger Verwirrung, weil vieles, was wir in Bautzen gehört hatten, nun plötzlich in Frage gestellt wurde. Als Schlüssel für eine positivere Zukunft des Sorbischen nannte Werner dessen stärkere öffentliche Präsenz. Zusammenfassend konnten wir feststellen, dass unsere Studierenden diesen Teil der Exkursion besonders interessant fanden; der Einblick in das Leben dieser Minderheit, die sich mit vielfältigen Problemen auseinanderzusetzen hat, bewegte unsere Gruppe.

Zurück in Berlin, trafen wir mit Thede Boysen (SPD) zusammen, dem Leiter des Minderheitensekretariats der vier autochthonen nationalen Minderheiten Deutschlands, das sich als gemeinsames Sprachrohr für die Belange von Dänen, Friesen, Sorben und Sinti und Roma in Deutschland versteht. Er betonte die moralische Verpflichtung, die Deutschland gegenüber den Minderheiten auf sich genommen habe. Boysen verwies auf die Geschichte des Minderheitenschutzes und stellte fest, dass das Thema erst nach der Wiedervereinigung Deutschlands in der Politik stärker in den Vordergrund gerückt sei, unter anderem dank der geschickten Arbeit ostdeutscher Politiker. Boysen stellte die Minderheitenfrage sehr stark in einen außenpolitischen Kontext:

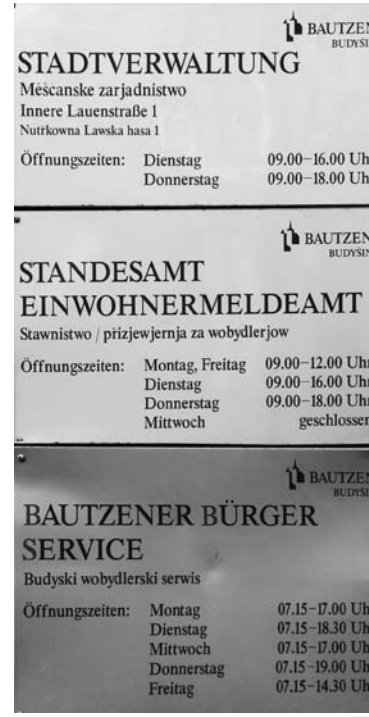

Abbildung 2: Symbolische deutsch-sorbische Zweisprachigkeit: Hinweisschilder der Bautzener Stadtverwaltung

Deutschland müsse die eigenen autochthonen Minderheiten schützen, um gute Beziehungen zu Dänemark als Mutterland der dänischen Minderheit zu haben, um international in Menschenrechtsfragen mitreden zu können und um die eigenen Forderungen zum Schutz der deutschen Minderheiten in anderen Ländern zu legitimieren: Boysens Ansicht nach werde Minderheitenpolitik „nie aus innenpolitischen Gründen" in dem Sinne gemacht, dass es um „eine faire Behandlung nichtdeutscher Bevölkerungsgruppen" gehe. „Das ist niemals das Grundmotiv deutscher Politik gewesen." Stattdessen sei es stets um Außenpolitik im Kontext von Westintegration und europäischer Einigung gegangen: „Als Abfallprodukt dieser politischen Linie hat man Konzessionen machen müssen für die Minderheiten." (Boysen, 2012)

Boysen machte auch deutlich, dass die Minderheiten als aktive Partner auftreten und sich nicht in eine Opferrolle hineindrängen lassen sollen. Seiner Meinung nach müssten Wege gefunden werden, um der Mehrheitsgesellschaft zu zeigen, dass es für beide Seiten von Vorteil ist, Kulturen und Sprachen der Minderheiten zu fördern. Boysen betonte, dass es einen Spagat zwischen den harten Forderungen auf der Seite der Minderheiten und einem Rollenspiel gebe, in dem sich die Minderheiten ein folkloristisches, sympathisches Image aufbauten und aufgrund der entstandenen Sympathie dann einige ihrer Forderungen erfüllt bekämen. Um Letzteres zu erreichen, müssten die Minderheiten eben manchmal „den Affen spielen" (Boysen, 2012). Schließlich bemerkte Thede Boysen noch zur Zweisprachigkeit der autochthonen Minderheiten, dass diese die Minderheitenvertreter oftmals „unsichtbar machen" würde. Dies bestätigte unseren Eindruck, dass ethnische Deutsche in der von Sorben bewohnten Region häufig kein Bewusstsein dafür haben, dass Zweisprachigkeit in offiziellen Kontexten auch eine Frage von Symbolik oder sogar von grundlegenden Menschenrechten sein kann, so wie es etwa die oben erwähnten Aussagen in Straßeninterviews in Bautzen gezeigt hatten, denen zufolge sorbischsprachige Zeichen im öffentlichen Raum nicht wichtig seien, da alle Sorben ja Deutsch sprächen.

3.2 Türkische Organisationen

In Berlin lag der Schwerpunkt unserer Exkursion auf dem Kennenlernen der türkischen, jüdischen und russlanddeutschen Positionen zum Zusammenleben von Menschen mit verschiedenen kulturellen Hintergründen in Deutschland.

Die türkische Organisation, die wir besuchten, war ein säkularer Dachverband deutsch-türkischer Organisationen – die *Türkische Gemeinde*. Die Vertreter der Organisation, die zu uns sprachen, waren zwei junge ethnisch deutsche Männer, die selbst kein Türkisch sprachen. Darin spiegelte sich für uns bereits die Offenheit dieser Organisation wider. Die *Türkische Gemeinde* hatte unter unseren Gesprächspartnern als Vertreter türkischer Interessen die vielleicht radikalsten Positionen zur Minderheitenfrage. So wurde zum Beispiel eine Diversity-Quote in öffentlichen Ämtern gefordert, um eine weitflächige Vertretung der Interessen von Minderheitengruppen zu gewährleisten und zur Verminderung ihrer gesellschaftlichen Stigmatisierung beizutragen. Es finde nämlich eine „Diskriminierung jeden Tag statt" (Gerlach, 2012); zur Lösung dieses Problems müssten beide Seiten des Konflikts aktiv werden.

Eine andere Perspektive auf die türkische Frage bot uns der deutsch-türkische CDU-Politiker Ertan Taskiran, der als Politiker vorsichtigere Aussagen dazu machte, was der Mehrheitsgesellschaft zumutbar sei und was nicht. Taskiran machte jedoch auch deutlich, dass seiner Ansicht nach im heutigen Deutschland „alles, was anders ist und aussieht [...] immer noch Angriffspunkte" biete (Taskiran, 2012).

Die Begegnung mit Taskiran ließ uns eine interessante Identitätsspaltung spüren – er sprach zwar von „unserer Bundeskanzlerin" Angela Merkel, aber auch von „unserer Botschaft" in Tallinn, wobei er damit die türkische Botschaft meinte. Auch sprach Taskiran vom „Zurückgehen" in die Türkei in Bezug auf die dritte Generation von Migranten in Deutschland, die nie in der Türkei gelebt hat. Diese Doppelung des „wir"-Empfindens schien exemplarisch für vieles zu stehen, womit wir im Laufe der Reise konfrontiert wurden. Die Beschreibung der Identität eines zweisprachigen Deutschtürken als eine doppelte und transnationale scheint die Situation dieser Menschen somit viel adäquater zu fassen als das verbreitete, eher Ablehnung ausdrückende Bild des „dazwischen", nicht mehr zur einen und noch nicht zur anderen Kultur gehörig. Es sind Menschen, die sich in mehreren Kulturen auskennen. Wie sich in den Gesprächen auf unserer Reise herauskristallisierte, entsteht das Leiden an dieser vielfachen Identität nicht primär aus einem inneren Unzufriedenheitsgefühl der Menschen, sich nicht entscheiden zu können. Das Leiden, soweit es denn vorhanden ist, scheint vielmehr an die äußeren Umstände gebunden, an die Weigerung der Mehrheitsgesellschaft, eine doppelte Identität als solche zu verstehen und anzuerkennen.

Aufschlussreich war schließlich, dass von unseren türkischen Gesprächspartnern trotz der großen Zahl der Türkischsprechenden in Deutschland die Bedeutung der deutschen Sprache unterstrichen wurde. Die Tatsache, dass Deutsch für die Integration und auch für das Vertreten der eigenen Interessen, das Mitreden und

Mitbestimmen in der Gesellschaft zentral ist, wurde nicht in Frage gestellt. Vor dem estnischen Hintergrund, wo die Position des Estnischen als einzige Staatssprache doch nach wie vor immer wieder angezweifelt wird, war dies eine interessante Erfahrung. Auch diejenigen, die in ihren Forderungen an die Mehrheitsgesellschaft ansonsten nur wenig Zurückhaltung zeigten (Diversity-Quote, stärkere Akzeptanz des Islam), stellten die Position der deutschen Sprache als alleinige Unterrichts- und Behördensprache in Deutschland nicht in Frage.

3.3 Juden in Berlin

Weitere Schwerpunkte der Reise waren die Geschichte und das heutige Leben der deutschen Juden. Die Rolle von Juden als Spiegel der deutschen oder auch einer gesamteuropäischen Kultur, als ein historisch Anderer in europäischen Gesellschaften ist ein Phänomen, das in Estland aufgrund der historisch geringeren Präsenz der Juden wenig thematisiert wird. Berlin mit seiner reichen jüdischen Geschichte bot sich dagegen dafür an, jüdische Kultur kennenzulernen und Juden als permanente Zeugen der deutschen Geschichte wahrzunehmen. Zugleich wurde uns klar, dass Juden aufgrund ihrer Außenseitenrolle oftmals Visionäre bestimmter Prozesse in Deutschland gewesen sind. Im Jüdischen Museum erhielten wir in einer Überblicksführung einen Einblick in die ältere Geschichte der deutschen Juden; außerdem nahmen wir dort an einem Workshop teil, in dem Bilder einer Fotoausstellung zum jüdischen Leben in Berlin in der Zwischenkriegszeit hinsichtlich ihrer Funktionen und Wirkungen interpretiert wurden. Im Centrum Judaicum in der ehemaligen Synagoge in der Oranienburger Straße erfuhren wir, dass die Berliner jüdische Gemeinde in den 1990er Jahren einen starken Zuwachs an Mitgliedern aus der ehemaligen Sowjetunion bekam. Damit seien auch erhebliche innere Schwierigkeiten verbunden, da sich die Struktur und sogar die Umgangssprache der Gemeinde stark gewandelt hätten.

3.4 Die *Russlanddeutsche Landsmannschaft*

Bei einer Begegnung in der Berliner Sektion der *Russlanddeutschen Landsmannschaft* berichtete uns deren Vorsitzender Alexander Rupp über das Leben und typische Biographien der Russlanddeutschen in Deutschland – also derjenigen ethnischen Deutschen, die zumeist nach dem Ende der Sowjetunion aus verschiedenen ehemaligen Sowjetrepubliken nach Deutschland übersiedelten. Er äußerte sich der Bundesrepublik Deutschland gegenüber ausgesprochen dankbar, obwohl es für die Russlanddeutschen auch sehr schmerzliche Punkte gebe, etwa, dass Bildungsabschlüsse oftmals nicht anerkannt würden und Lehrer, Ingenieure und Ärzte in Deutschland nicht in ihrem Beruf arbeiten könnten: „Unser Potenzial wird nicht optimal abverlangt“ (Russlanddeutsche Landsmannschaft, 2012). Alexander Rupp wies auch darauf hin,

dass die russische Sprache vielen Russlanddeutschen sehr am Herzen liege und für sie damit ein Gefühl der Heimat verbunden sei. Ein Vereinsmitglied kommentierte: „Wenn man jetzt irgendwo in einem anderen Land ist, zum Beispiel in einem englischsprachigen Land, dann freut man sich, wenn man einen Deutschen trifft, man freut sich aber auch, wenn man einen Russen trifft. [...] Das ist mein Landsmann und das ist auch mein Landsmann." (Russlanddeutsche Landsmannschaft, 2012) Dies war erneut ein deutlicher Hinweis auf das oben skizzierte Bild der doppelten Identität. Dennoch wurde in dem Gespräch auch deutlich, dass die Russlanddeutschen ihre Zukunft in Deutschland sehen und die ältere Generation akzeptieren müsse, dass jüngere Russlanddeutsche den Bezug zu Russland längerfristig wohl verlieren werden.

4 Integrationsarbeit auf staatlicher und kommunaler Ebene

Um die Integrationsarbeit von staatlicher Seite kennenzulernen, besuchten wir das Büro des Integrationsbeauftragten des Berliner Senats und den Bundesbeauftragten für Minderheiten und Aussiedler im Innenministerium. Dabei ergab es sich terminlich, dass das Treffen mit der Vertreterin des Berliner Senats am Beginn unseres Besuches stand und der Besuch im Innenministerium unser letztes Gespräch war.

Beim Integrationsbeauftragten des Berliner Senats wurden wir von dessen Mitarbeiterin Elke Pohl darüber informiert, welche Nationalitäten in Berlin vertreten und welche ethnischen Gruppen die größten sind. Wir hörten, dass die Türken an erster Stelle stehen, Polen ihnen zahlenmäßig folgen. Eine weitere große Gruppe bilden Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien, die aber nicht ethnisch homogen ist. Und zuletzt erwähnte Pohl die arabische Sprachcommunity, zu der hauptsächlich Libanesen, Tunesier, Marokkaner, Palästinenser und Ägypter gehören. Zur Charakterisierung dieser Gruppe sagte sie: „Manche Familien sind sehr kinderreich, also es kommt auch vor, dass sie sieben, acht Kinder haben, und es ist alles nicht so einfach." [...] Es sei aber „auf jeden Fall eine bunte, interessante, manchmal auch etwas schwierige Gruppe." (Pohl, 2012) Diese Menschen mit ihren Läden und arabischen Schriftzeichen würden der Stadt eine „irgendwie exotische" Note hinzufügen. Als letzte größere Gruppe erwähnte Elke Pohl russischsprachige Menschen, die insbesondere seit der Wende nach Deutschland gekommen sind. Zu der russischsprachigen Gruppe gehören außerdem die russischen Juden und die Spätaussiedler.

Von der praktischen Arbeit des Integrationsbeauftragten erzählte Frau Pohl, dass seine Behörde die Menschen bei ihren vielfältigen Problemen berate und unterstütze, etwa bei Fragen zur Aufenthaltsbewilligung, bei drohender Abschiebung, Zusammenführung von Familien, oder Fragen zur Sozialhilfe. Des Weiteren wird auch Presse- und Öffentlichkeitsarbeit geleistet, um der breiteren Bevölkerung die Multikulturalität Berlins zu zeigen. Insgesamt waren wir aber recht erstaunt über den eher naiven Umgang mit dem Multikulturalismus, der weit entfernt war von unseren zuvor angestellten theoretischen Überlegungen, und der sich auch von den Perspektiven unserer anderen Gesprächspartner deutlich unterschied.

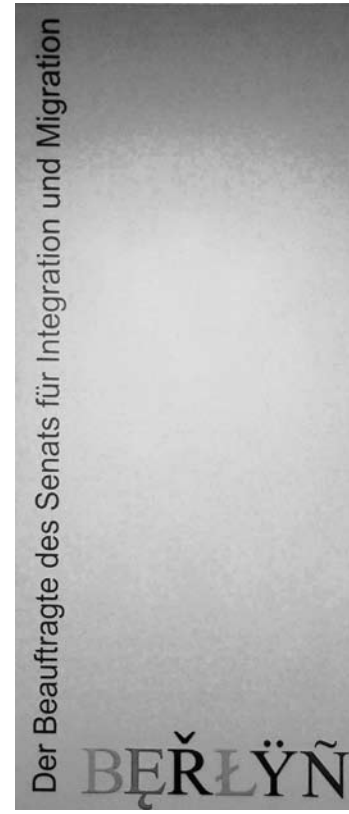

Abbildung 3: Die Stadt Berlin betont ihren Einsatz für ein multikulturelles Miteinander: Schild am Eingang der Räumlichkeiten des Migrationsbeauftragten des Berliner Senats

Christoph Bergner (CDU) gab uns schließlich im Innenministerium einen Einblick in die Schwerpunkte seiner Arbeit als Bundesbeauftragter für Aussiedler und nationale Minderheiten. Das Amt entstand nach der Wende 1989 / 1990 im Rahmen der „Kriegsfolgenbewältigungspolitik" (Bergner, 2012), denn die Deutschen in Russland hätten aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit in der Kriegszeit ein besonders schweres Schicksal gehabt. Daher beziehe sich die Politik der Bundesregierung zur Repatriierung nur auf die Menschen im Osten Europas und nicht auf Deutschstämmige in anderen Regionen der Welt wie etwa Südamerika. Der Schutz der nationalen Minderheiten in Deutschland entstand aus der Überlegung heraus, dass Deutschland von anderen Ländern den Schutz der deutschen Minderheiten nur dann fordern kann, wenn man auch im eigenen Land Minderheitenrechte verankert. So wurde die Aussage von Thede Boysen bestätigt, nach der die Minderheitenpolitik in Deutschland unter dem Primat der Außenpolitik stehe, eine innenpolitische Akzeptanz des Wertes der Minderheiten jedoch für die deutsche Mehrheitsgesellschaft weitgehend fehle (Boysen, 2012).

Bergner bestätigte auch, dass genaue Zahlen zu den nationalen Minderheiten nur schwierig zu erhalten seien, da Daten zur ethnischen Zugehörigkeit in Deutschland nicht erhoben werden. Er wies auch darauf hin, dass die statistische Erfassung der Menschen mit Migrationshintergrund aus seiner Sicht problematisch sei. Statistisch werden Menschen in der zweiten und dritten Generation als Menschen mit Migrationshintergrund erfasst, wobei diese Einteilung auch Menschen betrifft, die sich eigentlich als Deutsche sehen. Bergner bezeichnete diese Vorgehensweise als „unglücklich", auch weil sie „Integrationsmotive zerstört" (Bergner, 2012).

Angehörige nationaler Minderheiten in Deutschland sind laut Bergner dadurch gekennzeichnet, dass es sich um „deutsche Staatsangehörige" handelt, „die eine eigene Sprache, Kultur und Geschichte haben" und „diese Identität bewahren" wollen. „Sie sind traditionell in Deutschland heimisch" und „haben traditionelle Siedlungsgebiete" (Bergner, 2012). Letztere Kriterien schließen Zuwanderer aus der jüngeren

Geschichte aus – Deutschland beschränkt sich beim Schutz der Minderheiten also auf die autochthonen Gruppen. Bergner räumte ein, dass die meisten Schwierigkeiten mit den Sinti und Roma verbunden sind; Gründe dafür seien die Bildungsferne einiger Familien und auch innere Streitigkeiten in dieser Gemeinschaft.

Die Frage nach der Akzeptanz und Förderung einer doppelten Identität, die wir als Gruppe aufgrund unserer vorherigen Gespräche stellten, wurde von Bergner dagegen nicht für sinnvoll gehalten. So betonte er, dass der Kern der Identität der Russlanddeutschen im deutschen Kulturraum liege, die russische Komponente eine Folge der stalinistischen Repressionen sei und eigentlich überwunden werden solle: „Die historisch begründete Identitätssprache ist Deutsch, unabhängig davon, dass es nach wie vor unter den zweieinhalb Millionen Russlanddeutschen in Deutschland eine sehr, sehr große Gruppe gibt, die sich besser auf Russisch ausdrücken [kann] als auf Deutsch." (Bergner, 2012) Dies stand somit in deutlichem Gegensatz zu dem, was wir bei der *Russlanddeutschen Landsmannschaft* gehört hatten, oder auch zu den Erfahrungen bei der *Türkischen Gemeinde* und den Aussagen von Ertan Taskiran und Thede Boysen. Letzterer hatte unmissverständlich festgestellt: „Zweisprachigkeit ist keine Auflösung von Loyalitäten, sondern eine Stärkung kultureller Fähigkeiten." Es spiele aber auch die Vorstellung eine Rolle, dass, Mehrsprachigkeit dazu führe, dass „man ja nur halbloyal gegenüber den Deutschen sein" könne. „Das sind Sachen, die ganz tief sitzen." (Boysen, 2012)

5 Die Erfahrungen der Studierenden – Einblick in die Fragebögen

An unserer Reise nahmen 14 Studentinnen und zwei Studenten teil. Elf Studierende hatten familiär einen (überwiegend) estnischen und fünf einen (überwiegend) russischen Hintergrund. Vor der Exkursion befragten wir die Studierenden zu ihren Positionen zu Minderheiten und zur Multikulturalität. Damit wollten wir festhalten, welche Stimmungen in der Gruppe vorherrschten und was möglicherweise auf der Reise noch zu bedenken war.

Auf die Frage „Glauben Sie an eine gut funktionierende multikulturelle Gesellschaft?" bekamen wir sechs negative und zehn positive Antworten. Vier von unseren fünf russischsprachigen Studierenden waren skeptisch; ihre Antworten sind vermutlich durch ihre Erfahrungen in Estland beeinflusst. Viele Studierende hatten bei dieser Frage das Bedürfnis, ihre Antworten genauer zu begründen – etwa durch die Betonung der Notwendigkeit von Toleranz und Akzeptanz sowohl auf Seiten der Minderheiten als auch der Mehrheitsgesellschaft. Es wurde aber auch unterstrichen, dass die Mehrheitsgesellschaft ein Vorrecht auf die Bewahrung ihrer kulturellen Identität auf ihrem Territorium habe und dass bestimmte Identitätskomponenten durch die Öffnung der Gesellschaft für eine größere Vielfalt verlorengehen könnten.

Auf die Frage, ob es etwas gebe, was die Studierenden vor der Reise verunsichere, erwähnten mehrere das Treffen im *Centrum Judaicum* – möglicherweise aufgrund

der Komplexität der jüdischen Geschichte in Deutschland. Eine Studentin gab aber auch an, dass sie etwas unsicher in Hinblick auf unsere geplante Wohngegend war.

Nach der Reise baten wir die Studierenden erneut um das Ausfüllen von Fragebögen. Dies war sowohl als Feedback für uns gedacht als auch als Gelegenheit für die Gruppe, die Eindrücke der Exkursion nochmals zu verarbeiten. Am interessantesten schienen uns die Antworten auf die Frage „Wie erlebten Sie Kreuzberg? Wie beschreiben Sie das Wohngefühl in dieser Gegend?". Viele Antworten deuteten auf Ressentiments hin, die die Studierenden vor der Reise gehabt hatten, die sie jedoch nicht explizit ausgedrückt hatten. So konnten wir über Kreuzberg lesen, es sei „gar nicht so schlimm" gewesen, „nicht so kriminell" oder „besser als ich dachte". Es wurde auch genannt, dass sich jemand etwas unsicher gefühlt habe „nach allem, was ich über Kreuzberg gehört hatte". Aus manchen Antworten war auch ein Kulturschock herauszulesen: „Am Anfang war ich geschockt – ich wollte wieder nach Hause." Die Studierenden interpretierten die äußerlichen Zeichen der Multikulturalität (Kopftücher, Kindergartengruppen mit Kindern verschiedener Hautfarbe, fremde Sprachen im öffentlichen Raum) jedoch als Belege für ein funktionierendes Zusammenleben verschiedener Ethnien. Die multikulturelle Umgebung war somit zweifellos eine Herausforderung für unsere Studierenden, die ja in ihrer Heimat keine vergleichbar große Vielfalt an Kulturen um sich haben. Andererseits war auch spürbar, dass sie tolerant und offen sein wollten, da sie dies als Charakterzüge ansahen, die sie (zumindest theoretisch) als positiv betrachten und mit denen sie sich selbst identifizierten.

Es war spürbar, dass sich unsere Gruppe gedanklich auch mit der Lage in Estland beschäftigte. Dafür boten vor allem die Gespräche in Deutschland Gelegenheit, weil bei vielen Besuchspunkten auch die Frage nach der Situation der Russen in Estland gestellt wurde. Offene Fragen in der Heimat wurden in ein neues Licht gerückt, sie waren aber auch der Referenzboden für das Verständnis der Minderheitenfragen in Deutschland. Es wurde festgestellt, dass die Minderheitenvertreter und Organisationen in Deutschland beim Erreichen ihrer Ziele aktiver zu sein scheinen als diejenigen in Estland. Mehrere Gruppenmitglieder verglichen die Haltungen, die sie in Estland unter vielen Russen ausgemacht hatten – wobei diese natürlich keine homogene Masse mit einer einheitlichen Meinung bilden –, mit den neuen Erfahrungen in Deutschland. Wir fanden dabei auch simplifizierende Fragen wie „Warum gehen sie nicht weg, wenn es ihnen hier nicht gefällt?" in den ausgefüllten Fragebögen unserer Studierenden, etwa als Reaktion auf das Treffen mit Ertan Taskiran, in dem er sagte, dass seine Kinder sich in Deutschland nicht mehr wohlfühlten. Bemerkenswerterweise stellte auch eine Studentin mit russischem Hintergrund diese Frage, obwohl sie in Estland vermutlich bereits mit einer ähnlichen Frage konfrontiert worden war. Insgesamt wurden in den Fragebögen aber nur wenige direkte Vergleiche gezogen – unserer Meinung nach möglicherweise deshalb, weil die Frage des multiethnischen Zusammenlebens in Estland nach wie vor ein delikates Thema ist. Wohl aber waren in den Gesprächen der Studierenden mit uns und untereinander Formulierungen wie „aber unsere Russen" oder „aber die Russen in Estland" zu hören. Außerdem gab

es eine Begegnung, während der sich unsere Gesprächspartnerin kritisch gegenüber den Russen in Estland äußerte, woraufhin die Reiseteilnehmer mit estnischem Hintergrund verteidigend reagierten. Insgesamt kam es aber – trotz der inhaltlichen Anregungen und des neutralen Terrains, auf dem wir uns befanden – kaum zu wirklich offenen Diskussionen über das Verhältnis von Russen und Esten in Estland, an denen Studierende beiderlei Hintergrundes beteiligt gewesen wären.

Eine neue und ausdrücklich hervorgehobene Erfahrung für die Reisegruppe war zudem, dass – wie oben bereits angedeutet – die Position der deutschen Sprache in der besuchten Region von niemandem in Frage gestellt wurde. Das Beherrschen der deutschen Sprache wurde sowohl von den staatlichen und kommunalen Institutionen als auch von den Minderheitenorganisationen als eine Voraussetzung für ein erfolgreiches Leben in Deutschland gesehen. Es schien sowohl unter unseren Gesprächspartnern als auch unter den Teilnehmern der Exkursion Konsens zu sein, dass gebildete Menschen, die neben der Sprache ihrer Eltern auch die Mehrheitssprache des Landes sprechen (sei es Estnisch, Deutsch oder eine andere Sprache), überall in der Lage sind, erfolgreich zu sein. Mit den Worten von Elke Pohl vom Berliner Senat: „Die Bildung ist der wirkliche Schlüssel zur Integration." (Pohl, 2012)

6 Die Linguistic-Landscape-Projekte

Schließlich soll noch kurz auf die *Linguistic-Landscape*-Projekte unserer Studierenden eingegangen werden. Die Aufgabe an unsere Exkursionsteilnehmenden lautete, Fotos von sprachlichen (oder gegebenenfalls auch anderen) Zeichen im öffentlichen Raum zu machen, diese zu kommentieren und zu analysieren. Einige Wochen nach der Exkursion fand ein Nachtreffen statt, bei dem die Präsentationen gezeigt und diskutiert wurden.

Allgemein wurde konstatiert, dass die Vielfalt der gefundenen Sprachen größer war als erwartet. Die Studierenden stellten fest, dass – neben Deutsch – Türkisch und Englisch die dominierenden Sprachen in Kreuzberg, aber auch in anderen Teilen Berlins waren. Bei den Kommentaren war die Überraschung der Studierenden darüber zu spüren, dass die deutsche Sprache nicht den Status einer Staatssprache genießt, und es in Deutschland erlaubt ist, beispielsweise Schilder oder Plakate in anderen Sprachen ohne deutsche Übersetzung aufzustellen. Einige Studierende führten kurze Interviews und fragten Passanten, was bestimmte fremdsprachliche Schilder bedeuteten und ob sie sich durch Texte, die sie nicht verstehen, gestört fühlten, was zur Überraschung der Studierenden aber nicht der Fall war.

Die meisten Projekte konzentrierten sich dagegen auf Speisekarten oder Namen von Restaurants, Geschäften oder Ähnlichem. Möglicherweise spielte dabei das attraktive Design vieler dieser Zeichen eine Rolle. Eine Untersuchung gab es auch zu der Beschilderung in öffentlichen Verkehrsmitteln – die Folgerung war, dass die dort am häufigsten vorkommenden Fremdsprachen (Englisch, Italienisch, Französisch)

Abbildung 4:Multikulturelles Graffiti in der Nähe unseres Hostels in Berlin-Kreuzberg (wir danken der Exkursionsteilnehmerin Liis Tark für die Genehmigung des Abdruckes des Bildes)

nicht mit den in Berlin am meisten gesprochenen Sprachen übereinstimmten. Somit stellte sich die Frage nach der Funktion der Anweisungen, die sich wohl eher an Touristen als an nichtdeutsche Einheimische richteten. Eine Studentin präsentierte schließlich ein Projekt zu Graffitis in der Straße, in der unser Hostel lag. Sie diskutierte dabei insbesondere ein Bild, an dem wir häufig vorbeigingen und das sich uns allen stark eingeprägt hatte – eine Muslima mit großen und traurigen Augen.

7 Zusammenfassung

Die Exkursion hat den Studierenden ohne Zweifel gezeigt, wie komplex Minderheiten- und Identitätsfragen sind. Insbesondere durch die persönlichen Gespräche mit Menschen, die von doppelten Identitäten sprechen und für die die Zugehörigkeit zu mehreren Kulturen, Sprachen und gegebenenfalls Ländern normal ist, hoffen wir, den Studierenden neue Impulse für das Verständnis von Identitäts- und Nationalitätsdiskussionen gegeben zu haben. Außerdem haben wir gesehen, dass Fragen und Diskussionen zu Identitäten sehr unterschiedlich konnotiert sein können – eine Sprache, ein Land, eine Religion können identitätsbildend sein, jedoch wird in verschiedenen Gesellschaften und Teilen dieser Gesellschaft mit dieser Identitätsbildung sehr unterschiedlich umgegangen.

Wir haben auch gesehen, dass die Minderheitenfrage sowohl bei den autochthonen als auch bei den allochthonen Minderheiten im Kern eine Frage von Respekt

und Anerkennung ist. Gleichzeitig konnten wir uns davon überzeugen, dass Minderheiten aktiv versuchen, sich in die Gesellschaft einzubringen, dabei aber sehr oft auf Unkenntnis seitens der Mehrheitsgesellschaft stoßen – ganz gleich, ob in dieser positive oder negative Wahrnehmungen von Minderheiten dominieren. Neben dem vielseitigen Bild von Deutschland, das die Studierenden bekommen haben, wurde durch die Vor- und Nachbereitung auch das Selbstbild der Studierenden in Estland und die Reflektion der eigenen Erfahrungen deutlich. Wir hoffen somit, auch über die Erfahrung mit Deutschland hinaus etwas zum interkulturellen Verständnis von Identitäten, Mehrheiten und Minderheiten, Nationalismus und ethnischem Bewusstsein beigetragen zu haben. Insgesamt lässt sich somit feststellen, dass wir durch die Studienreise Erfahrungen machen konnten, die sowohl für uns Lehrkräfte und Wissenschaftler als auch und insbesondere für die Studierenden von – hoffentlich nachhaltiger – positiver Wirkung bleiben werden.

Literaturverzeichnis

Bergner, Christoph (2012): Gespräch mit Christoph Bergner, Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedler und nationale Minderheiten, am 28.03.2012 in Berlin.

Boysen, Thede (2012): Gespräch mit Thede Boysen, Leiter des Sekretariats der autochthonen nationalen Minderheiten Deutschlands, am 28.03.2012 in Berlin.

Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (2012): Das Bundesamt in Zahlen 2011. Asyl, Migration, ausländische Bevölkerung und Integration. Nürnberg: Bundesamt für Migration und Flüchtlinge.

Bundesministerium des Inneren (2010): Nationale Minderheiten in Deutschland. Berlin: Bundesministerium des Inneren.

Domowina (2009): Eine slawische Nationalität in Deutschland. Die Sorben und ihre Organisationen. Bautzen: Domowina.

Gerlach, Martin (2012): Gespräch mit Martin Gerlach, Bundesgeschäftsführer der Türkischen Gemeinde Deutschland, am 20.03.2012 in Berlin.

Gorter, Durk / Marten, Heiko F. / Van Mensel, Luk (2012): Minority Languages in the Linguistic Landscape. Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Höglund, Inga (2010): Saksamaa ühiskond on läbi kukkunud. [Die deutsche Gesellschaft ist gescheitert] In: Postimees Online, 17.10.2010 http://www.postimees.ee/327703/merkel-saksamaa-uhiskond-on-labi-kukkunud/ (11.02.2013)

Lobjakas, Ahto (2010): Multikulti ja tema sõbrad. [Multikulti und seine Freunde] In: Postimees Online, 23.10.2010. http://arvamus.postimees.ee/330628/multikulti-ja-tema-sobrad/ (11.02.2013)

Pohl, Elke (2012): Gespräch mit Elke Pohl, Vertreterin des Beauftragten für Integration und Migration des Senats von Berlin, am 20.03.2012 in Berlin.

Russlanddeutsche Landsmannschaft (2012): Gespräch mit Alexander Rupp und anderen Vertretern der Berliner Sektion der Russlanddeutschen Landsmannschaft am 21.03.2012 in Berlin.

Sarrazin, Thilo (2010): Deutschland schafft sich ab. Wie wir unser Land aufs Spiel setzen. München: Deutsche Verlags-Anstalt.

Shohamy, Elana / Ben Rafael, Eliezer / Barni, Monica (2010): Linguistic Landscape in the City. Bristol, Buffalo: Multilingual Matters.

Spiegel Online (2010): Integration: Merkel erklärt Multikulti für gescheitert. http://www.spiegel.de/politik/deutschland/integration-merkel-erklaert-multikulti-fuer-gescheitert-a-723532.html (18.02.2013).

Taskiran, Ertan (2012). Gespräch mit Ertan Taskiran, Vorsitzender des Deutsch-Türkischen Forums in der CDU, am 21.03.2012 in Berlin.

The Economist (2011): The Magic of Diasporas. In: The Economist Online, 19.11.2011. http://www.economist.com/node/21538742 (01.12.2012)

Werner, Eduard (2012): Gespräch mit Eduard Werner, Professor für Sorabistik an der Universität Leipzig, am 27.03.2012 in Leipzig.

Wiese, Heike (2012): Kiezdeutsch. Ein neuer Dialekt entsteht. München: Beck.